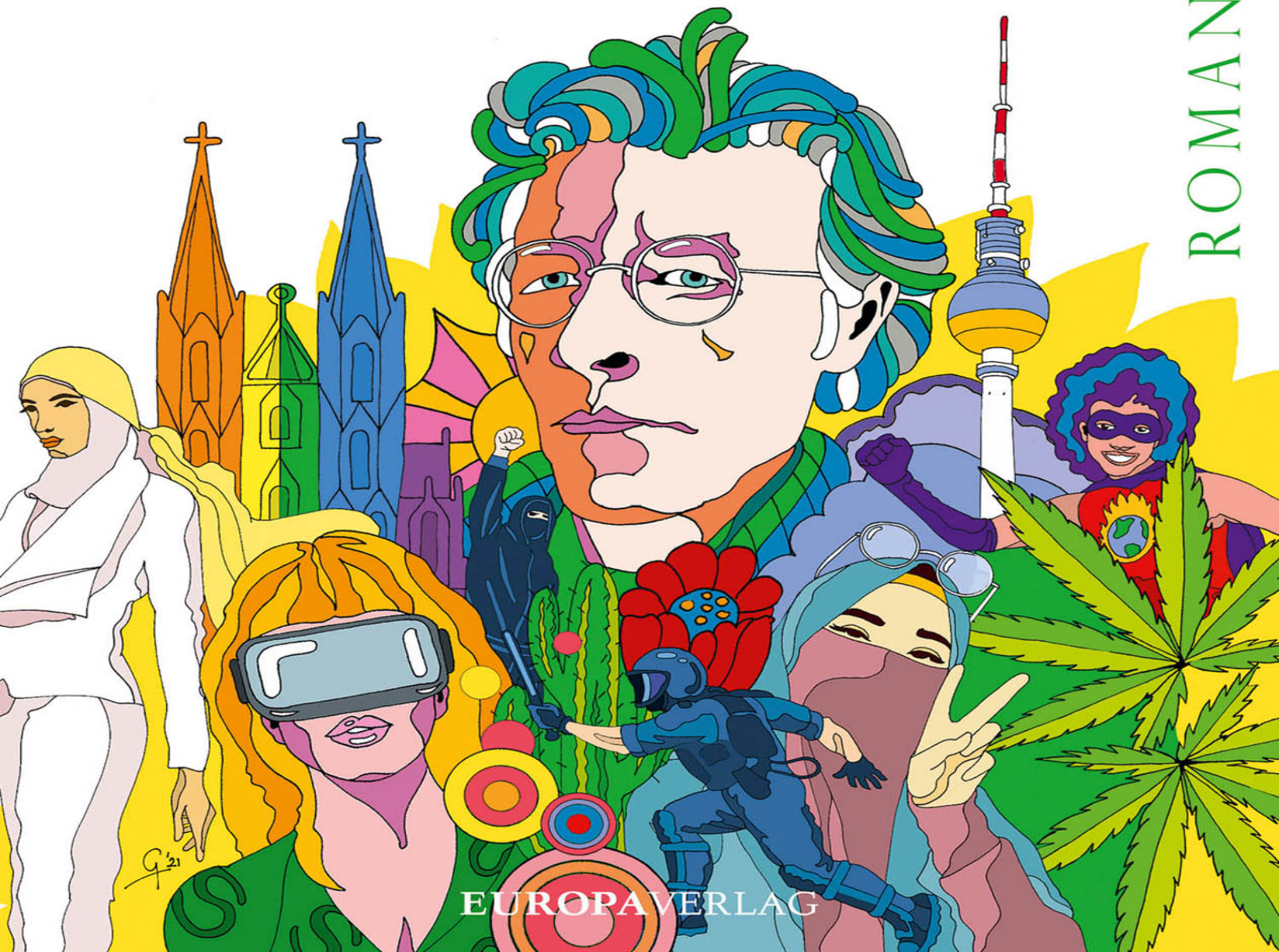


THOR KUNKEL

IM GARTEN DER ELOI

Geschichte einer hypersensiblen Familie

ROMAN



EUROPAVERLAG

THOR KUNKEL
IM GARTEN
DER ELOI

Geschichte einer hypersensiblen Familie

ROMAN

EUROPAVERLAG

INTELLECTUAL PROPERTY CLAIM: Die im Roman »Im Garten der Eloi« beschriebenen Handlungen und Charaktere (definiert in Aussehen und Charaktereigenschaften) sind unabhängig vom Kontext dieses Romans nach § 2 Abs. 1 Nr. 1 UrhG. urheberrechtlich geschützt und IPs des Autors Thor Kunkel. Jede Verwendung in Wort, Bild, Film, Ton, Kino, Radio, TV, Internet, Mobile oder anderen Medien ist ohne Erlaubnis des Urhebers untersagt.

1. eBook-Ausgabe 2022

© 2021 by Thor Kunkel

© 2022 Europa Verlag, ein Imprint der Europa Verlage GmbH, München
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich, unter
Verwendung eines Motivs von © Agentur Kunkelbakker

Redaktion: Silwen Randebrock, Berlin

Layout und Satz: Robert Gigler, München

Gesetzt aus der Adobe Garamont LT

Konvertierung: Bookwire

ePub-ISBN: 978-3-95890-478-1

Das eBook einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Der Nutzer verpflichtet sich, die Urheberrechte anzuerkennen und einzuhalten.

Alle Rechte vorbehalten.

www.europa-verlag.com

Inhaltswarnung

»Im Garten der Eloi - Geschichte einer hypersensiblen Familie« ist ein Roman, der über weite Strecken in einer Gedankenwelt spielt, die der gesunde Menschenverstand als traumatisierend und verstörend empfindet. Dabei wird nur mittels Sprache gezeigt, was Sprache anrichten kann, wenn eine ganze Gesellschaft sie konsequent als Perzeptionsfilter missbraucht. Wo Sprache nur einem Zweck dient, nämlich Abstand zur Lebenswirklichkeit zu erzeugen, wird sie zum Käfig.

Andererseits baut dieser Roman auch auf explizite Kontraste - eine in bestimmten Milieus übliche gewaltverherrlichende, hyperplastische Sprache wird zur szenischen Gestaltung verwandt.

Bitte achten Sie beim Lesen auf sich, nehmen Sie nichts persönlich und überprüfen Sie regelmäßig, ob Ihre mentalen Fähigkeiten irgendwie beeinträchtigt sind.

Alle Bezüge zu historischen Ereignissen wurden künstlerisch reflektiert, eine Bewertung findet nicht statt. Struktur und Gehalt des Romans verfolgen keinen anderen Zweck, als den guten Deutschen »in seinen

Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, (...), wieder nach Außen abspiegelt¹«.

¹ Johann Wolfgang von Goethe

Inhaltsverzeichnis

Inhaltswarnung

1. Teil Ein Mann sieht bunt
2. Teil Das Imperium schlägt zurück
3. Teil Low Society

Zwischen Weltkrieg II und III drängten sich die Deutschen an die Spitze der Humanität und Allgüte. Und sie nahmen das, was sie unter Humanität und Güte verstanden, äußerst ernst. Sie hatten doch seit Jahrhunderten danach gelehrt, beliebt zu sein. Und Humanität schien ihnen jetzt der bessere Weg zu diesem Ziel.

- FRANZ WERFEL, »Stern der Ungeborenen«, 1945

1. Teil

Ein Mann sieht bunt

Man sieht die Sonne langsam untergehen
und erschrickt doch, wenn es plötzlich dunkel ist.

- FRANZ KAFKA

1

Der erste Januar 2016 begann für Grünchen mit einem Schock: In einer Erdnusstüte hatte er sich immer wieder über leere Hülsen empört und war dann, als er mit der Hand tiefer wühlte, auf eine pelzige Pampelmuse gestoßen, an der er nach eingehender Inspektion vier Wichtelpfötchen entdeckte. Die stämmige, schwarzhaarige Maus hatte wohl da gelebt, wo die Nüsse laut Hersteller angebaut wurden, auf dem bitterkalten Hochplateau von Peru. Dem Umfang nach war der Nager an seiner letzten Mahlzeit erstickt. Die Entdeckung kam nicht ganz aus heiterem Himmel, denn schon beim Öffnen der Tüte, die noch vom Lichtermarkt stammte, hatte Grünchen – der eigentlich Harro Grunenberg hieß – den zarten Hauch von Tod und Verderben gewittert, wie ihn der treue Bio-Markt-Kunde von Konjakwurzel-Reis kennt.

»Es roch verdächtig, aber ich dachte, es wäre wieder nur der Kot eines unterprivilegierten Pflückers so wie neulich an der Maniokknolle, weißt du noch?«

»Ein Glück, dass es keine Spinne war«, frotzelte Becki, die ihrem Mann bei der Mäuse-Bestattung im Gartenbeet half. »Die hätte bestimmt noch gelebt, und bei deiner Veranlagung wärst du jetzt ein Fall für den Leichenbeschauer.«

Mit zwei Spatenstichen war der kleine Kadaver unter die Erde gebracht. Rebekka Schrimpf, kurz Becki genannt, verkörperte den harten Kern ihrer Ehe, die noch immer – und darauf waren sie beide stolz – ohne Trauschein auskam. Sie ging selten einem Ärgernis aus dem Weg, und selbst die Begegnung mit einer Wanderspinne, die wohl einst in einem Bananenbüschel angereist war, hatte die äußerst sportliche Frau mit einem wohlgezielten Tritt für sich entschieden. Grünchen, eher der Federball-Typ, kam damals mit *Snappy*, der »Fanghaube für achtbeinige Freunde«, ein paar Sekunden zu spät. Seine Frau war ihm halt immer eine Nasenlänge voraus, mit ihrer Furchtlosigkeit hatte er ohnehin nie mithalten können. Als ehemalige *Ärztin ohne Grenzen* war sie aus dem Bosnienkrieg »schlimmeres Viehzeug« – gemeint waren hier serbische Tschetniks – gewohnt.

Grünchen dagegen galt als Sensibelchen der Familie. Ikea-Eden, seine noch nicht ganz volljährige Tochter, pflegte ihn sogar als »legendarisches Sensibelchen« zu bezeichnen. Legendär deshalb, weil Grünchens Sensibilität etwas Traumhaftes hatte. Sicher lag das an seinem sehr speziellen Beruf, dem des *Ethischen Werbers*, was einem gut bezahlten Bekehrungsauftrag aller gleichgültigen Menschen zum Guten entsprach.

Was war gut? – Bio war gut. Grüne Werbung war gut, Grünchen – gelernter Pharmatexter und mit fünf und fünfzig eigentlich ein klarer Fall für Hartz IV – galt sogar als Erfinder. Seit fast fünfzehn Jahren arbeitete er nun schon

für eine Agentur namens Ethos Berlin. Obwohl er inzwischen zur Geschäftsleitung zählte, war sein Markenzeichen noch immer der schlichte Jutebeutel geblieben, Aufschrift: *Plastic Bags are for plastic people*. Andere Seite: *Außen Jute, innen Geschmack!* Damit waren in Grünchens Fall Bio-Remoulade, Algenaufstrich nach Landmannsart, Naturdarm-Knackwurst, Fairtrade-zertifizierte Bananen, ein Pflanzendrink-Sortiment, Naturstrom, kubanische Öko-Hotels und veganes Katzenfutter gemeint. Aus der Hipster-Food-Schiene war inzwischen eine politische Plattform geworden. Ohne die Zurschaustellung eines hohen sozialen Bewusstseins ließ sich nicht mal mehr ein Pfund Kaffee verkaufen. Es ging demnach nicht mehr um die Dinge an sich, um Verbesserung oder Innovation, es ging um den Weg zur sozialen Achtsamkeit einer Marke, ihre »sittliche und moralische Hebung« und Selbstempfehlung - Zitat Grünchen - »die Sache des guten Menschen zu führen und allen Getretenen und Unterdrückten zu helfen«. Grünchen hatte die letzten Jahre für nahezu alle Kunden »Leitbilder« verzapft »um deren ethische Anliegen gewinnbringend« zu vermarkten. Das alles mochte merkwürdig klingen, und doch war es nicht untypisch für eine Zeit, in der es möglich war, gefrorene Nivea-Creme als veganes Meersalz-Eis zu verkaufen, oder ein Feta-Hersteller seine Werbefotos »proaktiv entchristianisierte«, um neue, muslimische Kunden nicht zu verprellen. Es war dieselbe Zeit, in der sich jeder Bericht des Weltklimarats wie ein von Papst Franziskus abgesegneter Hirtenbrief las und in der ein einziges *#MeToo* genügte, um einen Filmmogul oder Betriebsdespoten barfuß und ohne Wasser in die Wüste zu schicken. Die Zivilgesellschaft machte endlich klar Schiff, und Grünchens Agentur ging mit gutem Beispiel voran. »Unsere Kampagnen sind klimaneutrale Projekte«, so stand

es in den Jahresberichten, »von erneuerbaren Energiequellen erzeugt. Bei der Produktion von Streu-Artikeln bevorzugen wir Bio-Baumwolle, FSC-Holz und Firmen in der Dritten Welt, die den zehn UNO-Prinzipien entsprechen.«

Grünchen kannte nur drei aus dem Kopf, das ethische Korrigieren nahm ihn einfach zu sehr in Beschlag. Ein lukratives Geschäft war das allerdings nicht, zumindest nicht im Vergleich mit der neuen, in der obersten Etage angesiedelten »Löschfabrik«, die ebenfalls zu *Ethos* gehörte. Das Eliminieren von *hate crimes* auf *Facebook* wurde vom Staat vollfinanziert, selbst der Justizminister schaute ein-, zweimal im Monat vorbei. Das NetzDG musste nun auch durchgesetzt werden, die »alten Feinde der Demokratie« griffen erneut nach der Macht, und Grünchen glaubte manchmal, der Himmel über Berlin sei eine Spur brauner geworden. »Unsere Arbeit hier ist erst getan«, hatte er einmal dem Minister gesteckt, »wenn der letzte rechte Gedanke verdunstet ist!«

Der hatte ihm von unten herauf hochnotpeinlich auf die Schulter geklopft und anerkennend genäsel: »Na, na, mein Lieber, Sie ham ja 'ne heilige Wut ...« -

Ja, das »Weichmaulen« von Unrecht - Grünchens Sache war es sicherlich nicht. Auch privat geriet er über vieles in Rage - Bio-Sticker auf Kondensmilch (»Har har, für wie dumm haltet ihr mich?«), Leugnen des Klimawandels vor Kindern (»Wer das Schmelzen der Polkappen leugnet, bringt Nichtschwimmer in Lebensgefahr«), ausländerfeindliche Gebrauchsanweisungen (»Und wo steht das jetzt auf Arabisch! Da muss man doch Dschihadist werden!«), dann das Logo von *Uncle Ben* (»Hausneger-Reis, boykottieren!«) chinesischer Kohl mit Pizzageschmack (»Nieder mit dem *Frankenfood*² aus der Volksrepublik!«), und natürlich seine sprechende

Schallzahnbürste, die ihn einmal die Woche zu erwürgen versuchte (»Schweig endlich still, du untotes Ding!«). Härter noch rieb er sein Hirn an Pressemeldungen auf, wie damals im Sommer 2012, als »der Unmensch im Kreml« die starken Mädels von *Pussy Riot* aufs Schmähhlichste drangsalierte. Grünchen hatte das einfach nicht glauben wollen und nächtelang unter dem Twitter-Namen [@greengenie](#) Stimmung gemacht. In seinem weißlockigen Kopf, das darf man sagen, herrschte ein heilloses Durcheinander, ein Wirrwarr aller Ungerechtigkeiten der Welt, ein elendes, koboldhaftes Hin und Her war das, wie schnelle Reißschwenks über einem Katastrophengebiet, nicht um zu klären, sondern um neue Erregungsmöglichkeiten zu finden. Das ewige Unrecht – auch das lässt sich nicht anders sagen – hielt Grünchen auf Trab.

Schon als Student hatte er eine Shitlist geführt: Die Welt, ach ja, sie war nicht perfekt, Gott hatte in so vielem versagt, doch zum Glück gab es Grünchen, und der würde sein Möglichstes tun, um es besser zu machen! Vom Elan des Durchschnittsstudenten hatte er mindestens doppelt so viel abgekriegt, und normalerweise stürmte er frontal auf die Ungerechtigkeit los.

Am Ende gehörte er dann zu denen, die sich laut wünschten, dass alles endlich auf gute sozialistische Weise ins Lot kommen würde, alle Menschen Brüder wären, voller Heiterkeit und noch mehr Zuversicht für die künftigen Generationen. Becki, schon damals seine bessere Hälfte, hatte es nicht immer als sexy empfunden, wenn er beim Vögeln von der Weltverbesserung schwärmte. Doch statt ihm den Laufpass zu geben, hatte sie sich in ihren »Klein-Revolutzer« verliebt. Vielleicht war es auch nur dieser Spitzname, der im Englischen noch erbärmlicher klang. Erst in den letzten Jahren hatte sie begonnen an seinem

Verhalten zu kritisieren – er solle endlich erwachsen werden, die Welt sei trotz seines Engagements schlimmer und ungleicher geworden. Das ließ sich nun wirklich nicht leugnen: Während die Konjunktur schwächelte und Krisen einander jagten, hatte sich das Nettoeinkommen der Reichen mehr als verdoppelt, die größten Luxuskonzerne verzeichneten einen Zuwachs von satten neunundzwanzig Prozent. Eine Welt der Gleichheit und Toleranz war nirgends zu sehen. Nur Grünchens berühmte Liste – die Shitlist – hatte sich tatsächlich verändert: Aus Öko-Verbrechen, Korruption und *Trinkwassermangel* waren auf unerklärliche Weise *Fremdenfeindlichkeit*, *Rassismus* und *Nebenbei-Antisemitismus* geworden. Ganz recht: Nebenbei-Antisemitismus ... Solche Wörter waren im besten Berlin aller Zeiten selbst Vorschulkindern bekannt; sie wussten zwar nicht um die Bedeutung, doch dass sie damit Stress machen konnten – bei Erwachsenen –, war ihnen durchaus bewusst. Es zählte zu Grünchens geheimen Meriten, dass er an dem letzten, sperrig klingenden Nebenbei-Dingsda nicht ganz unschuldig war. Anlässlich einer der ersten Straßenumbenennungen – aus Treitschkestraße war Goldschmidtstraße geworden – hatte er auf einer Pressekonferenz zwei sich mokierende Lästermäuler mit Zwischenrufen – »Schnauze, ihr Nebenbei-Anisemiten!« zum Schweigen gebracht. Irgendein versprengter *taz*-Journalist griff das auf, und danach hatte der Begriff sich wie ein Virus im Blätterwald der Deutschen verbreitet.

»Da ist die Andenmaus einmal um den halben Globus gereist ... und nimmt so ein trauriges Ende.« Grünchen – noch immer auf Knien am Grab des verstorbenen Nagers – war fast zu Tränen gerührt.

»Trauriges Ende?« Becki warf ihre prächtigen rostbraunen Korkenzieherlocken zurück. »Wegen einem

gebietsfremden Schädling werde ich keine Träne vergießen.« Und wie süßes Gift: »Du kannst das Ganze auch positiv sehen: Wir haben den Lebensraum unserer einheimischen Mäuse geschützt.«

»Vorsicht«, warnte Grünchen, »das ist Nager-Rassismus.«

»Eher Monster-Rassismus, und das ist okay.«

»Ach was«, beharrte Grünchen. »Hätte die Maus noch gelebt, wäre sie uns willkommen gewesen.«

»Dir vielleicht«, erwiderte Becki, »ich hätte am Montag eine Katze gekauft.«

Wenn sie so redet, dachte Grünchen bei sich, *klingt sie fast wie diese Rasse-Schwindlerin aus den Staaten; man weiß nie, ist sie schwarz, ist sie weiß ... was zur Hölle?* Aber vielleicht brauchte man wirklich ein zweites X-Chromosom, um weibliche Ironie zu verstehen. Andererseits kannte er auch den offiziell von der Regierung verabschiedeten Text, und der wies Becki als gesetzestreu aus: »Gebietsfremde Arten sollen nach EU-Willen frühzeitig erkannt und ausgerottet werden.« *Ausgerottet - hallo, geht's noch, ihr Spinner?* Grünchen hatte schon wegen des Wortlauts auf der Brüsseler Website seinen Protest abgesetzt, allerdings ohne Erfolg. Dahinter steckten natürlich die Briten, diese letzten verkappten Faschos Europas. Sie verstanden unter Bio-Diversität eine Art Schutz ihrer einheimischen Arten - wie *retro* im neuen, bunten Europa, das der ganzen Welt Heimat sein wollte!

Während Grünchen noch grübelte, schleppte Becki den Spaten in die verwaiste, weil viel zu kleine Garten-Blocksauna. Das Häuschen hatte die letzten Jahre nur als Garage für Zweiräder wie Grünchens Roller gedient, die Tür ließ sich zumeist erst nach ein paar Anläufen schließen.

»Wenn das so weitergeht«, rief sie und rammte ihre Schulter gegen die Tür, »dann brauchen wir doch noch ein Vorhängeschloss ...«

»Oh, bitte nicht«, erwiderte Grünchen. »Du wärmst diese Geschichte wirklich bei jeder Gelegenheit auf ...«

»Es ist leider keine Geschichte.« Becki rümpfte hörbar die Nase, vielleicht war sie auch nur erkältet. »Zwei junge Männer sind hier reinspaziert und haben dein Moped geklaut ... Am helllichten Tag. Dass es Farbige waren, macht es nicht besser ...«

»Aber die Rassifizierung von vermutlichen Tätern? Das macht es besser?« Eigentlich hatte Grünchen keine Lust, sich mit Becki zu kabbeln. »Das war kein Diebstahl, Becks, sondern die Art von *Share Culture*, die der Schutzsuchende aus seinem Elendsland kennt.« Und mit einer Sanftmut, die schon an seelische Grausamkeit grenzte: »Mich würde es nicht wundern, wenn die Ärmsten mir eines Tages meine Mühle zurückbringen würden ...« Etwas veranlasste ihn aufzusehen, und er erschrak vor dem mitleidigen Blick seiner Frau.

»Tröste dich«, sagte sie mit spöttisch verzogenem Mund, »dein Roller steht immer noch da. Ikea meint auch immer, dass dieses Teil ganz gut zu deinem Jutesack passt ...«

Grünchen, Becki und die ziemlich erwachsenen Kids Ikea-Eden und Frieder wohnten seit zehn Jahren in der *Grünen Visitation*, einem der besseren Bionade-Gettos der Stadt und nicht unpassend für ein Paar, das seine Brötchen am Empörungs-Everest der Deutschen verdiente. Der hufeisenförmig gebaute Wohnkomplex inmitten eines buddhistisch anmutenden Parks verfügte über eine Waldorfschule, ein Yoga-Zentrum, ein Dutzend exotischer Restaurants und eine auf Öko getrimmte *Mall*. Alles wirkte

sehr offen, wie das Gegenteil dessen, was sich *Gated Community* nennt, die Bewohner bevorzugten es, von Lebensstilgemeinschaft zu sprechen, schließlich gehörte man ja zu den Guten, die niemanden auf der Welt ausschließen wollten.

Die Postleitzahl der Grünen Visitation galt dennoch als neues Berliner Statussymbol. Ihr beiläufiges Erwähnen war beinahe so versnobt wie im KdW mit *Fredus* zu zahlen, der geheimen Währung der Hauptstadt-Elite. Schon kurz nach der Bankenkrise war inoffiziell eine Zweitwährung eingeführt worden – sogenannte Freiheits-Dukaten, eine Parallelwährung wie die Bitcoins, allerdings auf Basis von Gold. Wer wusste schon, ob das große Experiment nicht doch schiefgehen würde? In speziellen, mit dem $f\partial$ -Zeichen ausgewiesenen Shops war es möglich, mit den knopfgroßen Münzen zu zahlen. Sollte die Auflösung doch noch im Staatsbankrott enden, stünden wenigstens die Verantwortlichen – im Unterschied zu den Stinos³ – nicht mittellos da.

»Halli-hallo, alter Mann ...«

Ein Riese mit schulterlangem, aschblondem Haar und hängenden Schultern schlurfte quer über den Rasen. »Was tut er hier im Garten so früh auf Knien?«

»Frieder, Jungchen ...« Grünchen rappelte sich auf und versuchte seinen Riesensohn zu umarmen. Für ein Inklusionskind hatte er sich prächtig entwickelt, vor allem seine Muskelmasse schien täglich zu wachsen. Die Lederjacke mit dem aufgesprühten A war inzwischen zwei, drei Nummern zu klein, doch sie hatte diesen vertrauten Geruch nach Brandbeschleuniger, Buntlack und Schnaps, wie es sich für einen Aktivisten gehörte.

»Wo kommst du jetzt her? Deine Mutter und ich haben uns Sorgen gemacht ...«

»Häh? Wieso – ich meine, echt jetzt?« Frieders Verhalten entsprach in etwa dem eines Lebewesens, dessen Motivation von seinem Instinkt gelenkt wurde; eine Frage nach der konkreten Ursache seines Tuns stürzte ihn oft in tagelange Verwirrung.

»Ja, echt jetzt«, seufzte Grünchen. »Weil du uns sagtest, wir würden Silvester gemeinsam feiern. Aber dann warst du weg.«

»Hm. Wie kann man weg sein, wenn man nicht da war? Ich meine ... Wann wa-war ... war ... war ich denn hier?«

»Schon gut«, sagte Grünchen. Rösselsprünge und große Rochaden würden sich mit Frieders IQ wohl nie machen lassen.

»Klingt nach höherer Physik«, rief Becki, »aber jetzt bist du wieder da, oder nicht?« Auch sie verpasste dem Riesensohn einen Schmatzer. »Hast du Hunger in der Jacke? Im Haus wartet schon ein Häppchen auf dich.«

»Gute Mam!« Frieder knutschte seiner Mutter den Scheitel. »Ich freu mich so auf mein Fleischsalat-Brötchen!«

Frieder, der eigentlich Atomfried Ben Lennox Grunenberg hieß und während einer Sitzblockade des ersten Castor-Transports gezeugt worden war, hatte noch nie ernsthaft mit dem Gedanken gespielt, Hotel Mama den Rücken zu kehren. Irgendwie war das Beckis Schuld. Schon am Tag der Asperger-Diagnose hatte sie von einer lebenslangen Verpflichtung gesprochen. Es sei gut, dass es auch Heranwachsende gäbe, die eben nicht in null Komma nichts mit ihrem Innen- und Außenleben ins Reine kämen, so wie Fertiggerichte, die man nur mal schnell aufbacken müsse. Bei manchen gäre es länger. Immerhin, dass er mit einundzwanzig sein drittes Praktikum als Kameramann mache, zeuge von Frieders Zielstrebigkeit. Eine reelle Chance gab es eigentlich nicht, doch Frieder hatte seine

wahre Berufung ja längst in der Zerschlagung des deutschen Faschismus gefunden. Mehr als zwei Jahre spielte er jetzt schon den *Spotser* - oder Smartphone-Reporter - für eine lokale Dienststelle des neuen Radikalisierungs-Aufmerksamkeits-Netzwerks⁴. Obwohl die offizielle Agenda von einer »vorbeugenden Strategie gegen christliche Fundamentalisten, Fremdenfeinde und Tierrechtsfanatiker« sprach, drehte sich alles um das Aufspüren von »rechten oder euro-skeptischen Personen im Großraum Berlin«. Die meisten *Spotser* hatten einen Antifa-Verein auf der Vita und verdienten selten weniger als fünfhundert Euronen die Woche. Nacht für Nacht patrouillierten sie auf den Straßen Berlins, um Faschisten, Rassisten, Homophobe und andere Menschenfeinde bei einer Untat zu filmen. Die Clips wurden dann im Handumdrehen an die Medien verteilt, *Bild* natürlich bevorzugt.

Frieders Revier verlief zwischen drei Kebab-Kneipen und einem Kino, in dem türkisch synchronisierter Action-Mist lief. Die Gegend galt als Hochburg der Gang *Osman United*, infolgedessen war sie Nazi-freies Gebiet. Dennoch brachte es Frieder auf zwei, drei *Swastikasightings* die Woche. Um auf so eine Quote zu kommen, war klar, dass er auch mal selbst zur Spraydose griff. Einmal - und wirklich nur einmal - auf frischer Tat ertappt, hatte er sich auf die Schule eines *Stern*-Reporters berufen, der mit seiner Fantasie über einen Eifel-Klan wochenlang für Schlagzeilen sorgte. Inzwischen sehnten sich die Medien nach solchen Kalibern zurück, denn die Hakenkreuz-Ritzerei von Mittweida und das Plagiat von Zürich hatten sich als Fake News entpuppt.

»He, Leute, wollt ihr mal sehen, wa-was ... was richtig Cooles, meine ich?«

Frieder zückte sein iPhone und drückte auf *play*. Die Bildqualität war gut, und auch der Ton ließ kaum zu wünschen übrig.

»Hab ich euch nicht schon mal ... von dem Na-Nazi-Bäcker erzählt, dem Typen ... aus Reinickendorf, der Zu-Zuckerschaumformlinge als ... als Negerküsse vertickt?«

Wenn er einen längeren zusammenhängenden Satz sprach, klang es jedes Mal so, als fühle er sich erstmals in die Sprache hinein. »Wi-wir haben das Schwein abgepasst, gestern ... als es aus der ... der Christmesse kam. Passt mal auf ...«

Im körnigen Halbdunkel sah man einen älteren Mann. Dem Anschein nach hatte man ihn schon eine Weile in der Mangel gehabt.

»Na, wie ... wie hei-heißen die Dinger?«, fragte jetzt eine Stimme, die verdächtig nach Frieder klang. Vom Rand her schob sich eine Lage mit Schokoküssen ins Bild, der weiße Karton sorgte für partielle Überbelichtung.

»Das sind nur Mohr'nköpfe«, ächzte der Mann, »das darf man sagen! Bei uns im Laufental - da, wo ich herkomm - werden Wildsäue Mohren genannt.«

»Oh, das ... das glaub ich nicht. Der hat die People of Color gerade beleidigt ...«

»Was? Ich verstehe kein Wort ...« Die Panik in der Stimme des Alten klang so, als kündige sich ein Herzinfarkt an. »Hier ... meine Geldkarte! Hebt ab, so viel ihr wollt, aber bitte hört damit auf ...«

»Scheiß auf dein Nazi-Gold, Brownie!«, zischte jetzt eine weibliche Stimme.

Die Lade mit dem Schaumgebäck kippte nach vorn und klatschte dem Mann ins Gesicht. Der brechende Schokoguss machte ein schlimmes Geräusch.

»Da hast du deine Negerkuss-Party für vier Euro neunzig!«

Die Handy-Kamera filmte noch eine Zeit lang, wie der am Boden liegende Mann frisch gemacht wurde. Eine letzte Einstellung zeigte sein mit der weißen Füllung verschmiertes Gesicht: »Ich ... entschuldige mich ... bei meinen farbigen Mitmenschen für meine ... meine rassistischen Auslassungen. Tut mir leid.«

Das *Happy Slapping* endete abrupt, und Frieder versuchte mit seinem Vater zu fäusteln, doch der wirkte fast so verdutzt wie der Bäcker im Film.

»Wer ... wer sind diese Barbaren?«

»Das sind Ultras, alter Mann. Und einige hatten auch ihre Bräute dabei ...«

Natürlich wusste Grünchen, was der Aktivist unter Ultras verstand, in seinem Schädel ging es ja von Berufs wegen zu wie in einem Rudel wild gewordener Zeitungsverkäufer der Obdachlosengazette. Dass er in dieser Situation auf Null-Checker machte, hatte tatsächlich mit seinem intakten psychischen Filter zu tun: Hooligans kannte er prinzipiell nicht.

»Könntest du dich bitte etwas differenzierter ausdrücken?« Grünchen fragte sich, ob Frieder nur aufgetaucht war, um ihn in Gewissenskonflikte zu stürzen. »Ich bin vielleicht nicht mehr der Jüngste, aber ich mag keine Mobber und ich bin ein entschiedener Gegner von Videos, die Jugendliche dazu verleiten, Szenen des Schmerzes und der Demütigung mit ihren Handys zu produzieren und diese in den sozialen Medien zu posten. Das ist unethisch.«

Frieder nickte wie ein geprügelter Hund. »Bin wohl zu weit gegangen ... wa?«

»Ja, das kann man so sagen.«

»Das ist aber jetzt irgendwie unfair ...«

»Wie - unfair?«

»Dass du das sagst.« Die Augen des großen Jungen begannen in ihren Höhlen zu rollen. »Es ist doch ... Du sagst jetzt, das geht zu weit. Aber wieso ha-ha-hast du mir das nicht früher gesagt?«

»Wie früher?«

»Na, am Anfang. Wenn du jetzt so was sagst, da-dann ist das zu spät.«

Grünchen schüttelte lange den Kopf. »Junge, du sprichst in Rätseln.«

»Ich glaube«, mischte Becki sich ein, »was Friederchen meint, ist, man sollte ein Schild mit der Aufschrift *Betreten des Rasens* am Rand und nicht in der Mitte einer Wiese aufstellen. Hab ich recht?«

»Gute Mam«, bestätigte Frieder. Und dann, als hätte sich ein Schalter in seinem Innern umgelegt: »Ist eh egal, was der alte Mann sagt. Auf *YouTube* geht der Spot gerade vo-voll durch die Decke. Ich denke, ich geh dann mal chillen ...«

Einen sonnigen Ausdruck auf dem Gesicht, stampfte er in seinen Springerstiefeln davon, wobei er das frische Grab der Andenmaus um Zentimeter verfehlte.

Auf diesen Schrecken brauchte Grünchen einen kleinen, aber deftigen Bissen, und was gab es um diese Uhrzeit Besseres als ein dünnes Smørebrød mit Algen-Aufstrich nach schlesischer Leberwurst-Art? (Antwort: Natürlich sibirischen Eselsmilchkäse mit Tessiner Feigensenf, aber beide Delikatessen hatten die Weihnachtsfeiertage nicht überlebt.)

»Hätten wir den Jungen nur nie Atomfried genannt. Mit so einem Namen muss er ja ununterbrochen für den

Weltfrieden kämpfen ...«

Grünchen und Becki saßen inzwischen in ihrer afro-karibischen Küche. Der *Used Look* hatte was für sich: Mehrere angeblich im Senegal zusammengehämmerte, türkisfarbene Sideboards erweckten den Eindruck, ewig im Urlaub zu sein. Eine Fächerpalme, die man aus einer gewissen Entfernung für ein Schilfgebiet halten konnte, trug ebenfalls zum Tropenflair bei. Natürlich wurde auch unter diesen Umständen gluten-, laktose-, fruktose- und histaminfrei gekocht. Eine passende Upcycling-Lampe aus Dosenblech hatten sie allerdings vor Kurzem verschenkt, schließlich hatte sich die Putzhilfe damit einmal fast den Puls aufgeschlitzt.

»Sag mal, es klingt vielleicht komisch, aber hat Frieder da seine eigene Straftat gefilmt? Wenn er das postet, landet er vor Gericht.«

»Straftat?« Becki bugsierte aufgewärmtes Pitabrot an den Tisch. »Unser Junge? Wie kommst du denn da drauf?«

Grünchen sah sie nachdenklich an. »Bitte, wir beide wissen doch, dass er den Paragraphen 86a gelegentlich beugt und dass er am ersten Mai nach guter, alter Tradition zündelt. Aber dass er ältere Menschen vermöbelt ...«

»Das war ein Nazi - okay?« Es hatte durchaus etwas von einer objektiven Beschreibung, wie Becki das sagte. »Außerdem wurden doch nur ein paar Schokoküsse verteilt.«

»Für mich sahen die eher wie Kopfnüsse aus ...«

»Du und deine Haarspalterei.« Becki setzte sich ihm gegenüber. Sie hatte den Morgen auf dem hauseigenen Mallorca-Toaster verbracht, war dunkelbraun im Gesicht, was das eisige Blau ihrer Augen schrecklich betonte.

»Hm.« Grünchen nickte pikiert. Sein Blick wanderte hinaus in das allgegenwärtige, beruhigende Grün. »Das

klings so, als ob bestimmte Menschen neuerdings vogelfrei sind.«

»Ja, das heißt es dann wohl.« Fröhlich auflachend sah sie ihn an, als erwarte sie ein Signal. Als nichts kam, sagte sie nur: »Was willst du eigentlich, Harro? Der Kampf gegen den Faschismus ist unsere Existenzgrundlage geworden. Okay, Frieder ist nicht [@greengenie](#) und schlägt manchmal daneben, aber immerhin besser, als wenn er nicht schlägt.«

Es sollte ihm nicht gleich verdächtig erscheinen, aber so im Rückblick würde Grünchen den letzten Satz seiner Frau einmal als »Spitze eines befremdenden Fehlstarts ins Jahr 2016« empfinden. Erst das Begräbnis eines unter tragischen Umständen verstorbenen Nagers, dann der schockierende Einblick in Atomfrieds Arbeitswelt und nun dieser moralische Offenbarungseid einer Humanistin, die sich den Rückfall in die Barbarei schönreden wollte. Irgendwie war das zu viel, und Grünchen zog sich in sein Refugium, das Mansardenzimmer, zurück.

In der Familie wurde das »Zelt aus Holz« salopp Harros Kifferhöhle genannt, aber das stimmte nicht, denn vollgestopft mit uralten Postern, Büchern, Schallplattenkartons und Topfpflanzen, war eine gewisse Ähnlichkeit mit Spitzwegs Gemälde vom »armen Poeten« nicht zu verleugnen.

Die abstrakten Poster von vergrößerten Pillen gingen noch auf Grünchens frühe Jahre zurück: Wie die meisten abgebrochenen Philologen hatte er sich damals glücklich geschätzt, bei einem Pharma-Schuppen namens *Steroid Mutter Narcotics* zu jobben. Drei Beipackzettel die Woche, mehr wurde nicht von ihm erwartet. Irgendwie klar, dass er seine Produkte auch persönlichen Tests unterzog, soll heißen, er fühlte sich veranlasst, sie wie bunte *Smarties* zu

schlucken. Probieren geht bekanntlich über Studieren. Irgendwann war er dann »hängen geblieben«, seine Memos wurden stets merkwürdiger und strotzten von Anspielungen auf »geheime Aktivitäten«. Tatsächlich wollte er die Gleichgültigkeit seiner Mitmenschen nicht länger teilen, noch erduldet er den medial aufbereiteten Kot, den sie Kultur nannten, bis zu dem Grad, dass er nirgends mehr ein Zipfelchen lebenswerter Gegenwart sah: Für die breite Masse war alles *Game Over*, die Demokratie ein ausgeglühter, rechtsfreier Raum. Rafferherzen und politische Kannengießer regierten einen verwilderten Park industrieller Interessen. Verantwortungslosigkeit und Laissez-faire – verpackt als Toleranz – brachten neuerdings die Gesellschaft voran. Schlimmer noch, ein Strom sozialer Kälte hatte alle erfasst, und doch – fragt nicht, wie – schaffte er es, sich in dieser laufenden Demontage seiner Welt einzurichten und ein geringfügiges, wenn auch verwahrlostes Verhältnis zur Wahrheit zu pflegen.

Als die alten *Apples* durch *Dells* ersetzt wurden, hatte er bereits ein Online-Hilfsprogramm für somalische Kindersoldaten initiiert; wobei sich unter jedem lieben Gesichtchen ein zitternder Lebensmesser nach *Duracell*-Vorbild befand – ein »Geniestreich«, wie sein späterer Chef einmal meinte. Die Heinis vom Deutschen Art Directors Club hatten Grünchen daraufhin zum Werber des Jahres gekürt, wahrscheinlich um ihre Paria-Branche deutungskulturell zu erhöhen.

2 Anspielung auf das zusammengestückelte Frankenstein-Monster

3 Berliner Szene-Slang. Abkürzung für STInkNORMale Bürger

4 Das Amsterdamer RAN wurde 2011 von der EU gegründet.

2

Es war später Nachmittag, als ein Taxi vor dem Haus der Grunenbergs hielt und eine etwas pummlige Blonde in Lederjacke, Leggings und einem schwarzen Mini ausstieg. Grünchen, der das Motorengeräusch zufällig hörte, beobachtete ihre Ankunft von seinem Dachstuhl ausguck.

»Ikea-Eden ist da!«, rief er fröhlich ins bunte Grunenberg-Heim, und da Becki nicht gleich antwortete, beschloss er, selbst den Türöffner zu spielen.

»Hallöchen, sieh einer an, mein Lieblingsmensch ist zurück!«

»Bin ich das?« Unter ihrer verstrubbelten Pixie-Frisur schien sie etwas wacklig auf den Beinen, was vielleicht der Grund war, warum ihr der Taxler mit der riesigen Umhängetasche half.

»Danke«, sagte Grünchen. »Danke, dass Sie geholfen haben.« Er suchte umständlich in seinen Taschen und drückte dann dem verdutzten Mann einen Kräuterbonbon in die Hand. »Gutes Neues ... und geben Sie Radfahrern eine Chance!«

Ikea wirkte in der Tat sonderbar bleich, nicht unbedingt passend zu der kindlich-naiven Arglosigkeit, die ihren Gesichtsausdruck prägte. Ihre Augen wirkten, als hätte sie heftig geweint, und auf ihrer Stirn blühten ein paar kupfrige Pusteln. Neu war auch das schmale Pflaster an ihrem Mund, wahrscheinlich hatte sie sich einen zweiten Unterlippenstecker verpasst.

»Wo nehmt ihr jungen Leute nur die Energie her?«, rief Grünchen. »Wann bist du in die Federn gekommen - halb zehn, elf?«

Er wollte sie in die Arme schließen und ihr das allerbeste neue Jahr wünschen, doch sie rauschte einfach an ihm vorbei. Ihm fiel auf, dass sich ihr Verhältnis abgekühlt hatte, »Hasenpuspappi« hatte sie ihn schon Ewigkeiten nicht mehr genannt.

Im ersten Stock, wo sich ihr Zimmer befand, fiel eine Tür mit Schmackes ins Schloss. Der Schlüssel drehte sich - einmal, zweimal.

Sie hat die Blamage mit der Petition noch nicht verkraftet, ging es ihm durch den Kopf. Tatsächlich hatte sich Ikea, die ihrem Bruder an sozialem Engagement um nichts nachstehen wollte, am Credo der Uni Hamburg gestört: *Der Forschung. Der Lehre. Der Bildung.* Auf einer Wochenend-Tour durch die Szeneclubs hatte sie angeblich morgens um drei, von der kaum mehr befahrenen Edmund-Siemers-Allee aus, diese »Ungeheuerlichkeit wilhelminischen Nazi-Chauvinismus« entdeckt, abfotografiert und in nicht mehr ganz nüchternem Zustand einen wütenden Aufschrei - »stellvertretend für alle jungen Frauen« - für die sozialen Netzwerke verfasst, mit der dringlichen Bitte, eine gegen vier Uhr dreißig ins Leben gerufene Petition zu unterzeichnen, um den »alten, weißen Männern, die sich an deutschen Unis verbarrikadiert hätten, die rote Karte zu zeigen«. Die »Unversehrtheit der

femininen Substantive« müsse wiederhergestellt werden, man bestehe auf einer Entschuldigung des Dekanats, ansonsten werde der Petition »ein Sitzstreik oder Härteres« folgen.

Dem Wortlaut nach fühlte sie sich ihrer Sache ganz sicher, und tatsächlich - als sie am nächsten Nachmittag zu sich kam und nach dem ersten Latte in freudiger Erwartung einen Blick ins Internet warf, hatte sie eine Menge zu ernten - höhnische Kommentare von Hipstern und stutenbissigen Schicksen, die sich darüber mokierten, dass Ikea noch nie vom Genitiv gehört hätte, »was bei einer, die Ikea heißt«, ja auch nicht anders zu erwarten gewesen sei. Es sprach nicht unbedingt für Ikeas Selbstsicherheit, dass sie ihren *Facebook*-Account sofort auf inaktiv setzte.

»War das Ikke?« Becki - verschwitzt und einen Vibrationsgürtel um die Hüften gegurtet - kam aus dem Souterrain angewetzt. Dreimal die Woche verschwand sie im »privaten Folterkeller der Frau«, quälte ihre Bauchmuskulatur mit Elektroschocks oder tanzte sich den Altershorror eine Stunde lang zu *Darby Mills* und *Pat Benatar* aus dem Leib. Mit Fitness hatte ihr Headbanging wenig zu tun, es sah sogar - da sie stets Kopfhörer trug - ziemlich gruselig aus: Der Veitstanz einer zerbrochenen Puppe, die sich die versehentlich eingepflanzte Seele aus dem Leib schütteln wollte.

»Entweder ist ihre Aufmerksamkeitsstörung zurück, oder Freund Bobert hat sie verlassen ...« Der letzte Gedanke zauberte ein Lächeln auf Grünchens Gesicht.

»Freu dich nicht zu früh«, sagte Becki. Sie verschwand in der Küche, um sich ein Glas gefiltertes Wasser zu gönnen. »Ich weiß noch, wie ich in dem Alter war, und

erinnere mich, dass ich meine Eltern bewusst und vorsätzlich terrorisierte ...«

»Schade, dass ich dich mit siebzehn nicht kannte.« Grünchen, der ihr gefolgt war, drückte sich an seine Frau. Da sie wusste, dass doch nichts laufen würde, stieß sie ihm ihren harten Hintern kräftig entgegen. »Hast du heute nicht noch eine Skype-Konferenz?«

Obwohl sie weder eine Agenda noch ein Haushaltsbuch führte, wusste sie immer über seine Termine Bescheid. Dabei hatte sie als Vorsitzende des Albanisch-Islamischen Frauenvereins Berlin e.V. selbst jede Menge zu tun:

Aus einer ehrenamtlichen Tätigkeit war plötzlich – dank der Intervention eines Politikers namens Adrian Marxloff – ein ansehnliches Regenbogen-Zubrot geworden. Da die Stiftung großkurfürstlich subventioniert wurde und sie die neue Geschäftsführerin war, standen ihr Boni zu, die sich am Ende des Jahres sechsstellig auszahlen würden.

»Becks, wo wäre ich bloß ohne dich?«, stichelte Grünchen. Wenn es galt, den Zwergenaufstand zu proben oder ein bisschen gegenzuhalten, nannte er seine Frau immer Becks.

»Nicht ganz so weit«, meinte Becki und begann mit katzenhaften Gebärden ihre Glieder zu recken. »Los jetzt, verschwinde, geh skype.«

Grünchen warf einen kurzen Blick auf seine kanadische Holzarmbanduhr. »Frechdachs, aber ich weiß ja, du meinst es nicht so!«

Es war typisch, dass Ronald »Ron« Blohfeld beschwor, den Termin vergessen zu haben. *Wieso hast du mich nicht daran erinnert?*, lautete seine Text-Nachricht. *Gnadenfrist dreißig Minuten – Deal?*

Der Spruch war nicht untypisch für ein Schlitzohr wie Grünchens Chef. Über kaum einen Werber hatte die Presse in den Nullerjahren so viel geschrieben - *brennender Agitator, Machtmensch und Internet-Visionär*. Kein Wunder, dass er zuletzt auch im Polit-Meinungskorso der Republik mitmischen wollte, und die Mindestlohnjobber, die in seiner Löschfabrik tagtäglich Hilfssheriffs einer Paralleljustiz spielten, hatten eine Menge fatter Kröten zu schlucken. Grünchen schämte sich fast, wenn Blohfeld idealistischen Mitarbeitern zur Kündigung riet, um sich am Jahresende die eingesparten Gehälter zu schnappen. Glaubte man einer zum *Stern* durchgestochenen Kartenbilanz, dann hatte er sich 2014, nachdem er zehn Mindestlohn-Jobber »abgeholt« hatte, einen vergoldeten Trüffelhobel, einen Crème-Brûlée-Brenner, ein Bistro-Besteck von *Dubost Colas Pradel*, eine wetterfeste Outdoor-Küche und eine Immendorff-Lithografie unter den Christbaum gelegt. Der Wert dieser Anschaffungen sollte auf den Euro genau den eingesparten Löhnen entsprechen.

»Mitmenschlichkeit ist kein politisch vertretbarer Standpunkt«, so hatte er mal argumentiert, »vor allem wenn sie Bio-Deutsche betrifft.« Grünchen dagegen hatte das unerträglich gefunden, aber da war die ewige Hypothek, und er selbst hatte sich gerade einen *Mini F56* in Racing Green bei seinem Dealer bestellt, es war wohl gerade mal wieder clever, die Schnauze zu halten.

Und da war natürlich noch die Supercleverness seines Chefs, die sich auch nicht so mir nichts, dir nichts austricksen ließ: Blohfeld hatte schon Ende der 1990er-Jahre erkannt, dass in »Buntland« - seine Bezeichnung für ein neues, entdeutsches Zentraleuropa - schon bald ein schärferer Wind wehen würde. Die Islam-Lobbyisten wären Mitte des 21. Jahrhunderts so weit, offen die Macht zu ergreifen, und der deutsche Michel würde - wie es seine